Anzeiger für den Kreis Pleß

Bezugspreis: Frei ins Haus durch Boten oder durch die Post bezogen monatlich 2,50 Zloty. Der Anzeiger für den Kreis Pleß erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Geschäftsstelle: Pleß, ul. Piastowska 1

Nikolaier Anzeiger
Plesser Stadtblatt

Anzeigenpreis: Die 8-gespaltene mm-Zeile für Poln.-Oberschl. 12 Gr. für Polen 15 Gr. die 3-gespaltene mm-Zeile im Reklameteil für Poln.-Oberschl. 60 Gr., für Polen 80 Gr. Telegramm-Adresse: „Anzeiger" Pleß. Postsparkassen-Konto 302622. Fernruf Pleß Nr. 52

Nr. 138 — Sonntag, den 17. November 1929 — 78. Jahrgang

Die litauisch-polnischen Beziehungen

Außenminister Zaunius über Litauens Forderungen — Die Wilnafrage noch nicht gelöst — Ein Angebot zur Aufnahme von Handelsbeziehungen

Kowno. Am Freitag nachmittag empfing der neue litauische Außenminister Zaunius, der Nachfolger Woldemaras, Vertreter der Presse, um über die allgemeinen Ziele der Außenpolitik zu sprechen. Das Hauptziel der litauischen Außenpolitik, so betonte er, müsse die Wiederherstellung der historischen Grenze des Landes sein. Das sei eine heilige Pflicht nicht nur vor dem eigenen Volke, sondern auch gegenüber den anderen Völkern, denn Litauen würde bei den anderen Völkerfamilien nur dann als gleichberechtigt anerkannt werden, wenn es diese Ziele verfolge. Die übrigen Aufgaben der litauischen Außenpolitik seien nur ein Mittel, dieses zu erreichen. Darüber hinaus sei es Aufgabe der litauischen Außenpolitik, mit allen Nachbarstaaten gute Beziehungen zu pflegen, wobei sie aber die gerechten Forderungen Litauens nicht außer Acht lassen dürfe. Der Außenminister unterstrich sodann, daß die litauische Außenpolitik klar und unzweideutig geführt werden müsse. Im anderen Falle würde die Zahl der Gegner Litauens stärker werden.

Nach diesen Darlegungen beantwortete Zaunius eine Reihe von Fragen. Er bezeichnete die Aeußerung Holowkos, des Leiters der Ostabteilung des polnischen Außenministeriums, daß die Wilnafrage polnischerseits als noch offen stehend bei einer etwaigen Verständigung zwischen Litauen und Polen betrachtet werden könnte, als eine Evolution, der bisher polnischerseits an den Tag gelegten Auffassung. Allerdings setzte der Außenminister Zweifel in die Aufrichtigkeit dieser Aeußerung. Die unlängst durch die Presse gegangene Meldung, Litauen hätte erneut die Initiative zur Wiederaufnahme von Handelsvertragsverhandlungen mit Polen ergriffen, stellte der Außenminister entschieden in Abrede. Litauen hätte vor sechs Monaten einen diesbezüglichen Vorschlag an die polnische Regierung gerichtet, der polnischerseits grundsätzlich angenommen worden sei. Polen hätte jedoch den Wunsch geäußert, noch einige Bemerkungen zu dem litauischen Projekt machen zu wollen. Darüber seien inzwischen wieder Monate verflossen, ohne daß eine weitere Antwort erfolgt sei.

Ein Regentschaftsrat in Warschau?

Sejmauflösung im Dezember und Neuwahlen im März? — Die Verfassungsreform muß kommen

Warschau. In Ermangelung zuverlässiger Anhaltspunkte in bezug auf die Absichten der Regierung sind in hiesigen politischen Kreisen die verschiedensten unkotrollierbaren Gerüchte verbreitet. So heißt es u. a., daß maßgebende Persönlichkeiten mit dem Gedanken umgingen, eine Volksabstimmung im Sinne des Verfassungsentwurfes der Regierung stattfinden zu lassen. Von anderer Seite verlautet dagegen, daß der Sejm im Dezember aufgelöst werden soll und daß im März n. Js. Neuwahlen stattfinden sollen. Einem dritten Gerücht zufolge soll von konservativer Seite der Vorschlag gemacht werden, die innerpolitische Krise durch die Einsetzung einer Regentschaft zu lösen. Der Regent, d. h. natürlich Marschall Pilsudski, soll im Einvernehmen mit einer Art Ständerat eine Verfassungsrevision durchführen. Schließlich heißt es noch, daß für die Verfassungsänderung ein sogenanntes Mindestprogramm entworfen werden soll, das im jetzigen Sejm eine Mehrheit finden würde. Welches dieser verschiedenen Gerüchte sich der Wahrheit am meisten nähert, muß vorläufig abgewartet werden.

Rauscher erstattet Bericht

Der Stand der deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen

Berlin. Wie der „Germania" aus Warschau gemeldet wird, wird der deutsche Gesandte Rauscher voraussichtlich noch in dieser Woche nach Berlin reisen, um über den Stand der deutsch-polnischen Handelsvertrags-Verhandlungen Bericht zu erstatten. Weiter meldet die „Germania", daß eine neue polnische Novelle zur Umsatzsteuer paraphiert worden sei, die neben Umsatzsteuer-Erleichterung für den polnischen Groß- und Kleinhandel eine sogenannte Importausgleichs-Steuer eingeführt sehen wolle. Der wesentlichste Punkt dieser Steuernovelle sieht die Einführung einer einmaligen Importausgleichs-Steuer in einer Höhe bis zu 6 Prozent des jeweiligen Wertes für alle Fertig- und Halbfabrikate vor, welche auf dem Boden der polnischen Republik weiterverarbeitet oder gebraucht werden sollen und von der staatlichen Umsatzsteuer nicht erfaßt worden sind. Wenn vorläufig auch noch nicht feststeht, wann die Steuernovelle in Kraft trete, so könne doch kein Zweifel darüber bestehen, daß im Falle eines Inkrafttretens ihre Auswirkungen eine starke Erschwerung für die Einfuhr deutscher Industrieerzeugnisse nach Polen sowie für die Tätigkeit deutscher Handelsvertreter auf polnischem Gebiet bedeuten würde.



Deutsche Kulturnot in der Grenzmark Posen-Westpreußen

Eine Anklage — diese Gegenüberstellung zweier Bilder aus dem kulturell benachteiligten und vernachlässigten deutschen Osten! Links: ein feuchter Raum, in dem der Kalk von den Wänden fällt — die deutsche Schule in Wonzow (Kr. Flatow), die wegen Baufälligkeit polizeilich gesperrt werden mußte. Rechts: ein schmuckes kleines Haus — die polnische Minderheitsschule in Preußenfeld (Kr. Flatow).

Regierung und Kontrollkammer

Warschau. Der Oppositionspresse zufolge geht aus dem Bericht der allerhöchsten Kontrollkammer hervor, daß von 1039 Artikeln des Gesamthaushalts für das Jahr 1927 nur 361 Artikel im Sinne der Sejmbeschlüsse ausgeführt worden seien. Die übrigen Artikel habe die Regierung nach ihrem Gutdünken abgeändert.

Severing über den Volksentscheid

Berlin. Wie der „Vorwärts" aus Bielefeld berichtet, beschäftigte sich Innenminister Severing in einer Rede zur Gemeindewahl auch mit dem kommenden Volksentscheid. Er stellte fest, daß es bei dem festgesetzten 22. Dezember bleibe.

von Hoesch erneut vor Briand

Paris. Von amtlicher deutscher Seite wird mitgeteilt: Der deutsche Botschafter von Hoesch hatte am Freitag abend erneut eine Unterhaltung mit dem französischen Außenminister Briand.

Wie der Vertreter der Telegraphen-Union von unterrichteter Seite erfährt, galt die Unterredung diesmal nicht der Behandlung einer großen außenpolitischen Frage, wie z. B. der Rheinlandräumung, sondern der technischen Vorbereitung der zweiten Haager Konferenz und den damit im Zusammenhang stehenden Fragen, u. a. dem Stand der verschiedenen Kommissionsarbeiten und dem Datum des Zusammentritts der Haager Konferenz.

Doch Verschiebung der 2. Haager Konferenz?

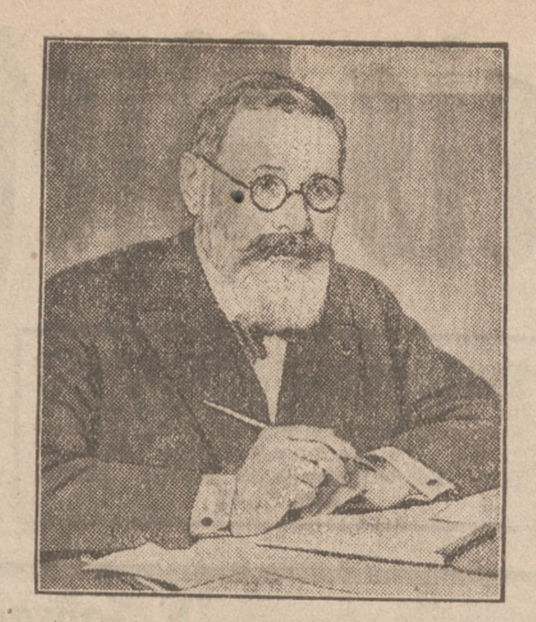
London. Wie es scheint, hat sich der englische Standpunkt bezüglich des Zusammentritts der 2. Haager Konferenz neuerdings geändert. Auch die Times betont jetzt, daß die Haager Konferenz erst im Januar zusammentreten könne. Das Blatt weist in diesem Zusammenhang auf die Schwierigkeiten hin, die dadurch entstünden, daß am 20. Januar die Tagung des Völkerbundes und am 21. Januar die Tagung der Flottenkonferenz beginnen solle. Ferner deutet das Blatt darauf hin, daß, da die Ratstagung auf englischen Wunsch auf den Januar verlegt sei, nur noch eine Verschiebung des Beginns der Flottenkonferenz in Frage kommen könne. Die eine oder andere Konferenz müsse daher vom 20. bezw. vom 21. Januar auf den 27. Januar verlegt werden. Gegen den Zusammentritt der 2. Haager Konferenz im Dezember spräche im übrigen auch die Tatsache, daß die Arbeiten der Organisationsausschüsse noch nicht beendet seien. Wie es scheint, will die englische Presse damit dem englischen Publikum einen Rückzug Englands bezüglich des Beginns der 2. Haager Konferenz, den England ursprünglich für Anfang Dezember gewünscht hatte, plausibel machen.

Frankreichs Flottenbauprogramm

Berlin. Die Berliner Blätter aus Paris melden, hat Marineminister Leygues in der Kammer den Gesetzentwurf über das Flottenbau-Programm für 1930 eingebracht. Das Programm sieht für die Haushaltsjahre 1930—1934 Ausgaben in Höhe von 1 227 178 000 Frank vor. Der aus dem Jahre 1920 stammende allgemeine Entwurf des Flottenbauprogramms sah Neubauten von insgesamt 53 400 Tonnen jährlich vor. Für 1930 fordert der Marineminister die Genehmigung für den Bau von 48 000 Tonnen. Diese sollen sich auf die einzelnen Schiffsarten folgendermaßen verteilen: 1 Kreuzer (10 000 To.), 6 Torpedobootszerstörer mit etwas größerer Tonnage als die früher gebauten, 6 Unterseeboote 1. Klasse, 1 Unterseeboot mit Minenlege-Vorrichtung, 1 Minenleger, 2 Avisos für die Verwendung in fernen Gewässern, 1 Aviso zum Auslegen von Netzen.

Sokolnikow zum Botschafter in London ausersehen

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, hat die Sowjetregierung durch die Vermittlung der norwegischen Gesandtschaft in Moskau ein Agrement für den jetzigen Leiter des russischen Petroleumsyndikats, Sokolnikow, nachgesucht zu seiner Ernennung zum sowjet-russischen Botschafter nach London. In Moskauer politischen Kreisen nimmt man an, daß die englische Regierung nichts gegen diese Ernennung einwenden werde. Sokolnikow spielte eine große politische Rolle in der Sowjetunion und hat im Jahre 1924 den Posten des Finanzkommissars bekleidet. Er gehörte zum gemäßigten Flügel der kommunistischen Partei.



Zu den bevorstehenden Saar-Verhandlungen

Der frühere Generaldirektor des französischen Gruben-Departements Arthur Fontaine ist als Führer der französischen Delegation für die demnächst in Paris beginnenden Verhandlungen über die Rückgabe des Saargebiets an Deutschland ausersehen.

Jaspar über den Streit zwischen Flamen und Walonen

Brüssel. Auf einem am Freitag veranstalteten Festessen äußerte sich Ministerpräsident Jaspar u. a. auch über die politische Lage, die in den letzten Tagen bekanntlich eine außerordentliche Zuspitzung erfahren hat. Belgien, so sagte er, mache zur Zeit sehr schwierige Augenblicke durch, weil die Belgier sich nicht mehr biegten und weil denjenigen, die die Einigkeit des Landes retten wollten, die Gefolgschaft versagt würde. Jaspar kam dann auf seinen Vorschlag hinsichtlich der Genter Universität zu sprechen. Die Annahme dieses Vorschlages werde verhindern, daß Flamen und Wallonen sich gegenseitig zerfleischten.

Aufdeckung großer Unterschlagungen in Gdingen

Verhaftung des ehemaligen Oberbürgermeisters.

Danzig. In Gdingen wurde Donnerstag der ehemalige Oberbürgermeister von Gdingen, Krause, im Zusammenhang mit einer Reihe von Schiebungen bei der Belieferung mit Pflastersteinen und Materialien für städtische Bauten verhaftet. Ferner wurde der Stadtingenieur von Gdingen, Frankowski, verhaftet, der ebenfalls in diese Angelegenheit verwickelt ist und der sich auch Unterschleifen bei dem Bau der städtischen Kanalisation zuschulden kommen ließ. Weiter wurde verhaftet der Techniker Janicki, der Kontrolleur Blicki und ein Handelsvertreter Radomski, die im Verdacht stehen, bei Zementlieferungen für städtische Bauarbeiten zahlreiche systematische Veruntreuungen begangen zu haben. Die Angelegenheit wurde durch eine kürzlich vom pommerellischen Wojewoden angeordnete Revision aufgedeckt.

General Feng bedroht Hankau

London. Meldungen aus China besagen, daß die Fengarmee auf Hankau vorrückte und die Stadt bedrohe. Die Nankingregierung habe zahlreiche Truppen zur Verteidigung der Stadt dorthin beordert.

Die Regierungsbildung in der Tschechoslowakei

Keine Beteiligung der deutschen Sozialdemokraten

Prag. In den Verhandlungen über die Regierungsbildung ist eine Pause eingetreten. Der Ministerpräsident empfing am Donnerstag keine Parteivertreter. Der Bund der Landwirte hielt am Donnerstag wieder eine mehrstündige Klubsitzung ab. Es wurde mitgeteilt, daß der Bund der Landwirte seine endgültige Entscheidung zu der innerpolitischen Lage noch nicht getroffen habe. Eine Aufforderung des Ministerpräsidenten an die deutschen Sozialdemokraten ist noch nicht ergangen, so daß es scheint, als ob Udrzal die deutschen Sozialdemokraten von der Regierungsbildung ausschließen wolle.

Das Dominik-Denkmal aus Kamerun nach Hamburg überführt

Hamburg. Nachdem in langjährigen Verhandlungen mit der französischen Regierung das Dominikdenkmal in Kamerun zur Ueberführung nach Deutschland freigegeben worden ist, hat die Woermann-Linie nunmehr den Transport nach Hamburg durchgeführt. Das Denkmal, das der Obhut der deutschen Kolonialgesellschaft übergeben wurde, war seinerzeit zu Ehren des Bezirksamtmannes von Jaunde, Hans Dominik, errichtet worden, der sich große Verdienste um die Erschließung der deutschen Kolonie Kamerun erworben hatte. Dominik ist im Jahre 1910 auf der Heimreise nach Deutschland gestorben.

Paula und Pauline

Berlin. In der Filiale eines Buttergeschäfts im Nordosten Berlins wurde die 24 Jahre alte Pauline Meffert aus Magdeburg als Verkäuferin engagiert. Das Mädchen mußte in einer Stube hinter dem Laden mit der ersten Verkäuferin zusammen schlafen. Pauline, die in Magdeburg schon als Verkäuferin tätig gewesen war, erwies sich als sehr tüchtig, so daß man ihr, da sie sonst auch ehrlich war, bald die erste Stelle gab. Für das Geschäft wurde nun eine zweite Verkäuferin gesucht. Unter den sich Meldenden befand sich auch eine gewisse Paula Samter, die angeblich ebenfalls als Verkäuferin in Magdeburg zusammen mit Pauline beschäftigt gewesen war. Man erkundigte sich bei Pauline nach dem Mädchen, die eine gute Auskunft gab, und so wurde Paula als zweite Verkäuferin für das Geschäft engagiert. Die beiden Verkäuferinnen vertrugen sich sehr gut miteinander, sie waren tüchtig und ehrlich und wurden den anderen Filialen als Muster hingestellt. Anfangs Oktober wurde Pauline krank; sie erwartete Mutterfreuden. Da sie in diesem Zustande nicht gut bedienen konnte, mußte sie die Stellung aufgeben; sie zog zu ihren Eltern nach Magdeburg, um dort ihre schwere Stunde abzuwarten. Nunmehr wurde Paula in dem Geschäft erste Verkäuferin und erhielt zu ihrer Unterstützung ein anderes 21 Jahre altes Mädchen zugeteilt. Beide schliefen zusammen in der Stube hinter dem Laden. Der neuen Verkäuferin kam das Wesen der Paula manchmal etwas sonderbar vor, aber sie dachte sich weiter nichts dabei, bis vor ein paar Tagen Paula in der Nacht sehr zärtlich wurde, wobei diese entdeckte, daß Paula ein Mann war. Noch in der Nacht verließ das Mädchen die Wohnung und machte am anderen Morgen dem Chef Mitteilung von ihrer Entdeckung. Paula wurde sofort zur Rede gestellt und gab nach anfänglichem Leugnen zu, daß sie ein Mann sei. Schon in Magdeburg hatte er mit Pauline Meffert ein Verhältnis gehabt. Als er stellungslos wurde und seine Braut in Berlin besuchte, hatten sie beide die Geschichte in Szene gesetzt und durch Empfehlung Paulinens Anstellung gefunden. Die Täuschung war dem jungen Manne darum leicht geworden, weil er wegen seines Wuchses und seiner Stimme oft schon als Damenimitator aufgetreten war. Natürlich wurde Paula, die sich jetzt als ein Paul entpuppt hatte, sofort entlassen und fuhr nach Magdeburg zurück, um seiner Pauline zur Seite zu stehen. —



Ostpreußen bei Hindenburg

Eine Abordnung von Ostpreußen im Ehrenhofe des Reichspräsidentenpalais, die — wie alljährlich — dem Reichsoberhaupt eine Probe ostpreußischer Landeserzeugnisse überbrachte.



(3. Fortsetzung.)

Der General schämte sich zu gestehen: ich wollte wissen, was sie über dich sagen und schwieg. Er überlegte, ob man die werdende Mutter nicht schon aus hygienischen Gründen von diesem Manne trennen sollte. Vielleicht konnte man Trude auf dem Gute unterbringen. Er würde mit Lena darüber sprechen. Sie würde sicher kein „Nein!" haben. „Habt ihr noch immer die gleiche Wohnung?" forschte er.

„Ja, Vater. Aber wir haben ein Zimmer dazubekommen. Trude schläft allein, seit ich soviel huste."

„Ich finde das nur vernünftig!" sagte Ebrach hart. „Habt ihr doch genug zu essen, jetzt, wo sie dessen so bedürftig ist?"

Marbot nickte. „Ich lasse es ihr alle Tage aus dem Gasthause holen."

„Und du?" warf Ebrach hin.

„Ich speise, wo es sich eben trifft. — Ich bin wochentags sehr selten daheim."

Der General drängte nicht weiter mehr in ihn. Alles andere konnte man sich selbst ergänzen. Man muß ihnen eine Kiste Lebensmittel schicken, dachte er und errötete in dem Erinnern, daß dieser Mann, der neben ihm ging, einmal eine Größe der Finanzwelt gewesen war, an dessen Tisch die ersten Kreise gespeist hatten.

Erst das Hundegekläff, das vom Gutshofe herkam, riß ihn aus seinem Brüten.

2.

Lena, die junge Mutter, hörte all die Schritte der Ankommenden, die sich bemühten, lautlos an ihrer Türe vorüberzugehen, um keine allzugroße Unruhe zu verursachen.

Fragend sah sie auf ihren Mann, der hastig zu ihr hereinkam und das Schloß unsanft einschnappen ließ. Er hielt gar nicht hinter dem Berge; erzählte, daß Ernst einem Knochengerüst ähnle, während Rita, seine Frau, gekleidet sei wie eine Operettendiva. Der Max ist dick und faul, wie ein gemästeter Puter, berichtete er. Lore-Lies ist zu bedauern. Ich fürchte, sie wird die längste Zeit bei ihm gewesen sein. Er knurrt sie an, wie ein Kettenhund. Das schlimmste kam hintenach: „Der Marbot — der verkrachte Bankier, hat die Schwindsucht."

„Karl!" Der Frau, die Karl von Ebrach für kalt und taktlos hielt, schossen die Tränen über die Wangen. „Man muß doch etwas für ihn tun. Ihr könnt ihn doch nicht zugrunde gehen lassen."

„Was tun? — Wofür tun? — Für die Schwindsucht? Als ob es da noch etwas zu tun und zu helfen gäbe. Die Hauptsache ist, daß man die Trude von ihm wegbekommt. Der Mann ist ja eine Gefahr für sie und für das Kind auch, wenn es nicht schon den Keim der Vererbung in sich trägt."

„Ein Kind," fiel ihm Lena in die Rede.

„Ja! — In den nächsten Tagen schon. Das ist gerade noch abgegangen, nicht? — Laß dir nichts merken, daß du's weißt, das von der Schwindsucht," befahl er und verließ das Zimmer.

Einen Augenblick war Lena außer aller Fassung, dann drückte sie auf den Klingelknopf neben ihrem Bette.

Kathrin, die alte treue Stütze des Hauses, kam eiligst gelaufen, ein bißchen keuchend, ein wenig von Asthma geplagt, wie immer, aber ganz aufgehend in ihrer Würde als Vertreterin der Hausfrau. Sie ließ die Herrin erst gar nicht zu Wort kommen, alles sei auf das beste geregelt, in den Zimmern, in der Küche und überall. Sie seufzte: Die Frau des Herrn Ernst hätte das Handtuch zu rauh gefunden und um ein weicheres gebeten. Der Herr Max streitet schon seit zehn Minuten mit der armen Frau Lore-Lies, weil er die Kofferschlüssel nicht finden kann. Sie hat ganz rotgeweinte Augen. Das ist kein guter Herr, der Herr Max. — Da ist der unsere noch besser."

„Aber Kathrin!"

Die Alte nahm eine leere Tasse vom Nachttisch und rückte Lenas Seidendecke zurecht. „Es ist genau so, wie ich es gesagt habe, kein Mensch kann's anders machen. Der Herr Marbot hat um die Giebelstube gebeten!"

„Die Giebelstube war aber doch für niemand berechnet," erregte sich Lena.

„War —," beruhigte die Alte. „Mach' dir kein Blutwallen, Lenachen." Sie verfiel ganz in die Rolle als ehemalige Kinderfrau, in der sie sich zwanzig Jahre bewährt hatte. „Er will es so haben, der Herr Marbot! Er hustet ein bißchen und spuckt ein wenig Blut — auch nur ein bißchen, und da glaube ich es ihm gern, daß es ihm da oben lieber ist, als da unten, weil er viel mehr Luft hat! — Und hört ihn keiner! — Wenn sich einer aufhängen geht, läßt er auch nicht gerne jemanden dabei zuschauen!"

„Kathrin, sieht er denn wirklich danach aus?" Lenas Augen standen groß erschrocken.

„Nach dem Aufhängen? — Bewahre! Aber es ist nicht viel anders. Der Strick liegt ihm um den Hals. Immer geht er ein Ruckchen weiter zu. Alle Tage ein klein wenig und zuletzt liegt der Knopf so fest, daß ihn keiner mehr aufbringt."

„Du wirst sorgen, Kathrin, daß er alles bekommt, was das Haus zu geben vermag."

„Bekommt er! — Du kannst ganz beruhigt sein, Lena! Er hat mich gefragt, ob er dich besuchen dürfe und ich habe „Ja" gesagt. Küssen tust du ihn ja nicht. Da kann's nichts schaden."

„Der Strick liegt ihm um den Hals." Lena hörte die Worte noch, als die Alte längst gegangen war.

* * *

Etwas später kam Ernst mit seiner Frau ins Zimmer, um die Schwägerin zu begrüßen und zugleich zu ihrer neuen Mutterschaft zu beglückwünschen. Lena wußte, daß er der Lieblingssohn der Toten gewesen war, wenn diese auch nie davon gesprochen hatte, daß ihr Aeltester ihrem Herzen am nächsten stand.

Sie sah auf Rita, deren Schönheit nur durch den kühlen Blick der Augen beeinträchtigt wurde. Die Augen des Hauptmanns hingen unverwandt, aber mit einer gewissen resignierten Trauer an ihr. Sie war ihm als Weib unentbehrlich. Er konnte sich einen Verzicht auf sie und ihre Schönheit nicht denken und nahm dafür alles andere, was an Mängeln bei ihr zu Tage trat, mit in den Kauf.

Sie blühte dabei auf, wie eine exotische Blume, die jeden Tag einem anderen ihre Reize offenbart. Er aber ging neben ihr zugrunde, wie an dem Gifthauch einer Pflanze, deren Duft er Tag und Nacht einzuatmen gezwungen war.

„Das ist also nun der letzte Ebrach," sagte Rita lachend und horchte dabei auf das Weinen, das aus dem Kinderzimmer drang, wo die Wärterin den Säugling in frische Windeln legte.

„Der „letzte"? — Ich hoffe nicht!" Lena hatte mehr auf das Weinen, als auf die Worte der Schwägerin gehört.

Rita zuckte die schönen Achseln. „Wieviele hast du dir denn überhaupt zum Ziel gesetzt? — Du scheinst ganz unersättlich zu sein. Man hat zwei Kinder jetzt! — Nicht mehr! — Drei sind ihrer schon zuviel. Und mehr zu wollen ist glattweg ein Verbrechen. Ein Volk, das zwanzig Millionen zu viel zählt, hat sich einzuschränken in allem! — Auch in dem! Ist es nicht Sünde, wenn man sich wie die unvernünftigen Kreaturen gegenseitig das Brot von der Raufe stiehlt?"

„Meine Kinder werden es keinem stehlen." Lenas Wangen bekamen kreisrunde Flecken. (Fortsetzung folgt.)

Unterhaltung und Wissen

Die erste Ueberfliegung des Nordpols

Die Diskussionen über den geplanten Nordpolflug des „Graf Zeppelin“ lassen die Erinnerung wieder aufleben an die bisherigen Ueberfliegungen des Pols, von dem die Byrd-Expedition eine der kühnsten war. Wie dieser Flug zweier tollkühner Männer vonstatten ging, erzählt Byrd im nachfolgenden Artikel, der seinem Buche „Himmelwärts“ (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig) entstammt.

Mit einer Last von nahezu 4500 Kilo rasten wir die Rutschbahn hinab. Die bucklige Schneewüste eilte bedenklich näher, aber wir erreichten sie nie. Wir schwebten dem großen Abenteuer entgegen. Unter uns standen die Schiffsgefährten, jauchzend und die Hüte schwenkend. Wie gern wäre jeder Einzelne von ihnen mitgekommen. Und doch freuten sie sich selbstlos über den gelungenen Abflug. Nie im Leben werde ich diesen Augenblick vergessen. Nur der treuen Mitarbeit aller Kameraden verdanke ich diesen Absprung, diese Möglichkeit zum Erfolg.

Wir hatten uns gegen mancherlei Zufälle gewappnet. Ein kurzwelliger Funksender, dessen Dynamo mit der Hand getätigt wurde, sollte uns mit der Außenwelt verbinden, falls wir auf dem Polareis notlandeten. Ein von Amundsen geschenkter Schlitten sollte die Vorräte aufnehmen, wenn wir zu Fuß nach Grönland wandern mußten. Lebensmittel waren für zehn Wochen vorhanden. Ferner war da ein Gummiboot für offenes Wasser, Pelzkleider, Primuskocher, Jagdwaffen, Zelt, Werkzeuge, Rauchbomben und Arzneien, alles so leicht und raumsparend wie nur möglich. Im Notfall mußten wir auf einen langen Weg gefaßt sein. Für den Rückzug kam nur Etah in Betracht. Robben, Eisbären und Moschusochsen mußten uns den Lebensunterhalt während der langen Polarnacht liefern.

Solange wir die Landmarken von Spitzbergen in Sicht behielten, konnte ich einen Koppelkurs segeln. Wir stiegen auf 600 Meter, um die Küsten und das prachtvolle Schneegebirge im Innern zu überblicken. Nach einer Stunde hatten wir das wilde Gletschergebiet hinter uns und überflogen den Rand des Packeises, das viel näher ans Ufer reichte, als wir erwartet hatten.

Während wir so über die weißen Flächen dahineilten, verbrachte ich die angespanntesten Arbeitsstunden meines Lebens. War es doch das erstemal, daß die Geräte dem Flieger einen Weg über die unendlichen Eisgefilde weisen sollten. In den Sonnenkompaß setzte ich mein höchstes Vertrauen. Nach 160 Kilometer sahen wir die letzten Berggipfel hinter uns in der Sonne funkeln. Das Band mit den vertrauten Landmarken zerriß; vor uns gähnte die unbekannte Leere. Wir lösten uns im Fliegen ab. Zuerst führte Bonnet das Steuer. Alle zwei Minuten drehte er sich nach mir um, so daß ich ihn durch Winken mit der rechten oder linken Hand auf den rechten Kurs setzen konnte, wenn er abgewichen war. Alle drei Minuten maß ich unsere Bodengeschwindigkeit und die Windtrift. Fortwährend wechselte ich Fäustlinge dreierlei Art, je nachdem, welche Handgriffe ich zu machen hatte. Zum Schreiben legte ich sie manchmal auch ganz ab. An der Falltür erfror ich mir einmal das Gesicht und eine Hand, was mich hinfort zu größerer Vorsicht mahnte. Wir hatten auch Lederhelme bei uns, die das ganze Gesicht bedeckten.

Die kurze Muße zwischen dem Kurshalten widmete ich der Betrachtung des Nordmeereises, das meine Gedankenwelt schon in der Schule beschäftigt hatte. Nirgends sah man Land. Da wir 600 Meter hoch flogen und einen weiten Sehkreis beherrschten, wären uns Bergspitzen auch in 150 Kilometer Entfernung aufgefallen. Von ungeheurem Druck aufgeworfene Kämme durchzogen das Packeis kreuz und quer nach allen Richtungen. Dazwischen luden glatte Flächen zum Landen ein. Aber das war sicherlich eine Täuschung, wie man aus den Eiskämmen schließen mußte, die von hier oben recht unbedeutend aussahen, die aber in Wirklichkeit 15 bis 20 Meter hoch sind. Bewundernd gedachte ich der heldenhaften Forscher, die sich ehemals über diese grausamen Hindernisse hinwegquälten. Hie und da öffneten sich Wasserspalten, die dem Schlittenreisenden so gefährlich werden können. Die Windverhältnisse waren gut, denn die Luft erwies sich als stoßfrei. Das entsprach den Erwartungen angesichts der weiten Flächen und der gleichmäßigen Kälte. Erfahrungen mit einem Polarsturm blieben uns erspart. Einstweilen genossen wir die Gunst des Frühlings und der 24stündigen Tageshelle.

Dann kam wieder eine Zeit, wo ich Bennett im Führersitz ablöste. Er streckte derweil die Glieder und füllte den Benzintank aus den 20-Liter-Kannen, die überall herumstanden und nach der Leerung über Bord geworfen wurden. Manchmal verbesserte ich meinen Kurs, indem ich den Sonnenkompaß in die eine Hand nahm und das Steuer in die andere. Auf dem Eis spähte ich vergeblich nach Seehunden, Eisbären und Vögeln aus. Die Landschaft blieb öde und tot. Beim Hinausbeugen stieß ich gegen etwas Hartes, es war die mit Talismanen gefüllte linke Brusttasche. Ich bin nicht abergläubisch; aber jeder Forschungsreisende wird mit solchen Schutzzaubern beladen.

Wir überflogen jetzt einen Teil der Erdoberfläche, auf den noch kein sterbliches Auge hinabgeschaut hatte. Welch ein wunderbares Gefühl, den ersten Blick auf jungfräuliches Gelände werfen zu dürfen. In diesem Augenblick fühlte ich mich für alle vorausgegangenen Schwierigkeiten belohnt. Hinter dem flimmernden Gesichtskreis lag unser Ziel. Neuland oder vielmehr Neumeer erschloß sich zu 25 000 Geviertkilometern die Stunde. Einmal spiegelten mir tiefliegende Wolken ein unentdecktes Gebirge vor. Das Schicksal blieb uns gnädig, denn es ließ die Sonne scheinen, ohne die wir nichts hätten ausrichten können. Irgendwo zur Rechten drehte sich der Schauplatz Nansens kühner Taten; links zog sich Pearys Straße hin. Eine Stunde vom Pol bemerkte ich ein Leck im Oelbehälter des Steuerbordmotors. Bennett bestätigte meinen Augenschein und schrieb: „Der Motor wird versagen.“ Er schlug dann eine Landung vor. Da indes schon viele Forscherfahrten an Landungen gescheitert waren, zog ich es vor, auf dem Wege zum Nordpol zu verharren.

Am 9. Mai, um 9,02 Uhr nach Greenwicher Zeit, ergab das Besteck, daß wir uns über dem Pol befanden. Der Traum meines Lebens hatte sich erfüllt.

Wir drehten nach rechts, um zwei bestätigende Sonnenmessungen vorzunehmen und dann zum gleichen Zweck nach links. Ich machte einige photographische Aufnahmen und beschrieb einen weiten Kreis, um den Nordpol auch sicher einzufangen. Dabei vollendeten wir in wenigen Minuten einen Flug um die Erde. Wir verloren einen Tag und gewannen ihn gleich darauf wieder.

Alles steht hier auf dem Kopf. In gerader Linie über den Scheitel des Pols fliegt man erst nordwärts und dann gleich südwärts. Oben auf dem Pol bläst der Wind gen Norden; und wohin man auch blickt, es ist überall Süden. Und von diesem Kreiselpunkt aus mußten wir nun die kleine Insel Spitzbergen fassen, die irgendwo südlich von uns lag. Zwei kitzlige Fragen tauchten auf.. Befanden wir uns tatsächlich, wo wir zu sein glaubten? Wenn nicht, dann würden wir Spitzbergen verfehlen. Und angenommen, unser Kurs stand richtig, wie lange würde der Motor noch laufen?

Wir umkreisten das Haupt der Welt und huldigten dem Forschergeist Pearys. Unter uns dehnte sich das ewig gefrorene Meer. Zackige Eisrippen bezeichneten die Ränder seiner mächtigen Bruchschollen. Daraus konnte man auf die Bewegung des Meeres fern von jedem Land schließen. Hie und da sah man eine mit Jungeis überzogene Wasserrinne, die grünblau inmitten der schneeigen Weiße aufleuchtete. Um 9,15 nahmen wir Kurs auf Spitzbergen.

Die Juwelengräber

Von Henry Hellssen.

Bei den letzten Kämpfen in Nordchina haben die Soldaten die Gräber der Manschu-Kaiser in der Nähe von Peking geplündert. Der Wächter der Gräber, selbst ein Mandschu, Qulin, ließ alles im Stich und flüchtete nach Dalny. Ungeheure Schätze waren im Lauf der Jahrhunderte mit den toten Herrschern, ihren Frauen und Nebenfrauen aufgehäuft worden. Nun vermeidet ein bisher unbekannter Li Qing-chou, dessen Großonkel Li Lien-ying, der Lieblingseunuch der alten Buddha, der Kaiserwitwe Tze Hsi gewesen war, daß sich in ihrem Sarge allein Juwelen in einem Werte von niedrig gerechnet 50 Millionen Taels befunden hätten.

Lien-ying hatte am Kaiserhofe innerhalb der Mauern der verbotenen Stadt mehr Macht als irgendein anderer im ganzen Reiche. Die Vizekönige der Provinzen, die Zensoren, die Kabinettsminister... alle mußten sie zu dem alten häßlichen Eunuchen mit dem faltigen Gesicht und der Kinderstimme gehen, wenn sie etwas durchsetzen wollten. Er führte sorgfältig Tagebuch über alle Vorkommnisse, und als seine Herrscherin zu Grabe getragen wurde, verzeichnete er genau jeden einzelnen Schmuck, den sie mit auf die Reise in die Unterwelt erhielt, und fügte eine Bewertung hinzu. Wenige verstanden sich so auf Juwelen und ihren Preis wie der Lieblingseunuch. Sein eigenes Vermögen, aus Bestechungen herstammend, war fürstlich. Li-Qingchou veröffentlicht jetzt im „Chao Pao“, einer chinesischen Zeitung Pekings, den Abschnitt aus dem Tagebuch des Großonkels, der von der Beerdigung der alten Buddha handelt. Sie starb vor genau zwanzig Jahren.

Der Lieblingseunuch erzählt, daß Tze Hsi auf eine Matratze aus Golddraht mit eingewebten Perlen, sieben Zoll dick, gelegt wurde. Ueber das Seidenlaken wurde eine Schicht Perlen gestreut, insgesamt 2400, jede einzelne fehlerfrei und ganz rund. Ihr Haupt ruhte auf Lotusblättern aus grünem Jade, ihre Füße auf einer Lotusblume, die aus einem märchenhaft großen Smaragd geschnitten war. Sie war buchstäblich in gesponnenes Gold und Perlen gekleidet, und eine Perlenschnur wand sich neunmal um ihren Körper. Auf ihren Armen lagen achtzehn Perlen-Buddhas und an jeder Seite ihrer Füße waren Schmuckstücke angebracht in Form von Pfirsichen, Birnen, Aprikosen, Datteln, sowie zwei Zuckermelonen mit Fleisch aus gelbem Jade und zwei Wassermelonen mit Schale aus grünem Jade, Fleisch aus rotem Jade und Kernen aus weißem Jade. Diese Wassermelonen wurden von Li Lien-ying als die wertvollsten unter allen Kostbarkeiten der Kaiserin betrachtet. Der Eunuch schätzt sie auf mehr als auf 2 Millionen Taels, und man glaubt, daß es den Grabräubern gelungen ist, sie aus China hinauszuschmuggeln: sie sollen bereits nach Japan gebracht worden sein, um von dort aus auf den internationalen Markt geworfen zu werden. An Tz Hsis linker Hüfte lag ein Schmuck in Form einer Lotuswurzel mit Erdklumpen daran; die Wurzel trieb Blüten und Blätter und alles war in verschiedenfarbigem Jade verarbeitet. An Tz Hsis rechter Hüfte lag ein Korallenbaum mit roten Kirschen und einem kleinen Kolibri aus schimmernden Edelsteinen auf einem Zweige. Es gab da auch zwei Kehlköpfe aus Jade und in den Herzblättern saßen Grillen und Wespen aus gelben Diamanten. Achtundvierzig kleine Buddhafiguren waren aus einem milchartigen Jade geschnitten, hatten aber alle gelbe Schuhe. Prinzen, Palastdamen und hohe Würdenträger am Mandschuhhofe entleerten ihre Juwelenschreine in den offenen Sarg. Mehrere tausend loser Saphire ließ man über die Tote rieseln, und noch im letzten Augenblick als man den innersten Deckel auflegen wollte, kam eine Mandschuprinzessin und legte eine Kette aus acht galoppierenden Pferden auf den Leichnam.

All diese Schätze sind also nun zerstreut. Eine Untersuchung ist eingeleitet, und man richtet seine Aufmerksamkeit besonders auf die Antiquitätenhändler, die ihre Kunden in den mondänen Hotels von Peking suchen. Es wird behauptet, daß nicht nur gemeine Soldaten, sondern auch hochstehende Beamte an der Plünderung der Mandschugräber beteiligt gewesen seien, und Chinesen in den nördlichen Provinzen werfen, wenn sie einander begegnen, einen hastigen Blick auf die Hände des anderen. Sind die Handflächen schwarz, so verraten sie, daß der Betreffende an einer Leichenräuberei beteiligt gewesen ist. Man spricht in China von der „Bande der schwarzen Hände“... darum versteht man die Leichenräuber, und ihrer sind viele, denn die Toten schwatzen nicht, und es ist ein erheblich kleineres Risiko mit dieser Branche des Verbrechergewerbes verbunden, als mit verschiedenen anderen, die lebendige Menschen zum Gegenstand haben. Selbst Leute von ganz durchschnittlichem Wohlstand nehmen oft Schmuck im Wert von etwa zehntausend Taels mit sich in das Grab. Das sehen die Kulis, die zum Ankleiden der Leiche gemietet werden, und die Versuchung sie des Nachts wieder zu entkleiden, ist unbezwinglich. Ein paar Landarbeiter waren einmal im Begriff, die Leiche eines reichen Chinesen zu entkleiden, als plötzlich der Blitz niederschlug und einem von ihnen die Hände verbrannte. Nur er empfand Schmerz, doch als der Tag anbrach, zeigte sich, daß sie alle schwarze Handflächen bekommen hatten, und seitdem sind die Leichenräuber unerklärlicherweise mit schwarzer Haut auf der Innenhand gezeichnet. Man suchte eine praktische Erklärung, und ein durchtriebener Fachmann machte geltend, daß der Tote selbstverständlich die Götter um Hilfe angerufen hatte. Das klang sehr wahrscheinlich, und nun nehmen die Leute, die auf Leichenraub ausgehen, immer eine große, lockere Semmel mit sich. Sobald sie den Sargdeckel abgenommen haben, stecken sie dem Toten die Semmel in den Mund, um ihn daran zu hindern, die Götter anzurufen.

Es sind in den Gräbern der chinesischen Herrscher immer noch Schätze verborgen, die — wenn sie ans Tageslicht gebracht und veräußert würden — sämtliche Kosten des Weltkrieges bezahlen könnten. Allein in den Särgen der jetzt geplünderten Mandschukaiser waren genug Juwelen, um mit Leichtigkeit Chinas Schulden an das Ausland zu decken. Die Juwelen sind fort, viele davon vielleicht in den Händen von Leuten, die keine Ahnung von ihrem Wert haben, und in ihrem leeren Sarkophag liegt die alte Buddha, stumm, mit einer Semmel im Munde...

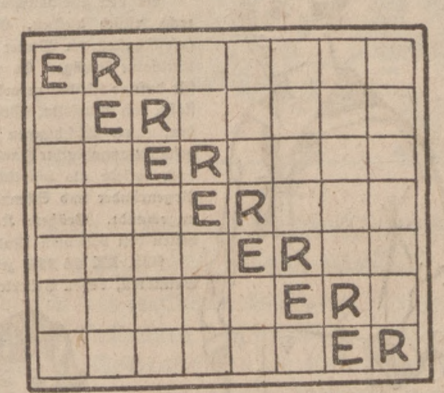
Aus dem Dänischen übersetzt von A. F. C.

Altgermanische Ueberreste

Die englische Insel Man hat eine eigenartige Geschichte. Sie wurde vor mehr als tausend Jahren von isländischen Wikingern erobert und erhielt in ihrer Verfassung bis in die Neuzeit alte Bräuche germanischen Ursprungs. So wurden im Laufe eines Jahres erlassene Gesetze am Mittsommertag von einem Hügel, dem Thingvellir, herab öffentlich verkündet, und bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts atte die Insel heigene Gouverneure und Könige. Erst dann kam sie ganz unter englische Oberherrschaft. Die alte Sprache der Bewohner stellt eine dem Gälischen oder Wallischen verwandte Sprachform dar.

Rätsel-Ecke

Füllrätsel



a a a a b b d d d e e e e e e f f g g g g i l l l n n n n n n n o r r s s t t t t u.

Vorstehende Buchstaben sind so in die leeren Felder zu setzen, daß sich Worte folgender Bedeutung ergeben: 1. deutsche Universitätsstadt, 2. Musikstück, 3. englische Münze, 4. Staatsbürger, 5. Torfart, 6. Berg im Schwarzwald, 7. französischer Dichter.

Auflösung des Kreuzworträtsels

H	I	R	T			P	L	A	N
O			R	O	S	E			A
R		S	E			R	A		S
N	A	T	U	R	K	U	N	D	E
	M	O		I	E		R	O	
	U	R		G	I		E	S	
A	R	C	H	I	M	E	D	E	S
D		H	U			D	E		A
E			L	I	G	A			U
L	O	R	D			M	E	H	L

Der Ringkampf

Von Friedrich Wolf.

Friedrich Wolf ist der Autor von „Kolonne Hund" und „Kampf im Kohlenpott" und des Dramas „Zyankali", das in Berlin so großen Erfolg hatte.

Mein Freund Hayn, kurz „Aubacke" genannt, erschien eines Morgens gegen 7 Uhr auf meiner Bude über dem Neckar. Mit den Worten: „Erhebe dich und wandle!" und mit der Spitze seines Alpstocks trieb er mich vom Lager. Eine Stunde später zogen wir zwei Tübinger Studenten des Jahres 1908 bereits gen Süden. 22 Mark betrug unsere „Börse". Alb und Hegau glühten in tropischer Sonne. Am fünften Tag, dem Tag vor Pfingsten, kamen wir in Konstanz an. Die Stadt glich einem Heerlager. Bei der Verbrennung des Hus' kann es nicht bunter gewesen sein. Das ganze Landvolk war zur Kirmes in dem Ort. Vergebens suchten wir ein Bett oder nur einen Stuhl. Es war schon Nachmittag.

Da gingen wir zum See. Die Körper brannten uns von den fünf Sonnentagen über die Kalk- und Wacholderfetzen des Hegau. Von einer Bootsverleiherin, dick wie ein Walfisch und gutmütig wie ein Lamm, nahmen wir einen Kahn. Hinaus auf den See! Zwei Stunden tollten wir vom Wasser ins Boot, vom Boot ins Wasser.

Einmal, da „Aubacke" sich trocknet, ich ihn wieder taufte, er mir nach will, kippt das Boot. Die Kleider rutschten ins Wasser und beginnen zu versacken. Gerade noch greifen wir zu. Klatschnaß sitzen wir im Kahn. Die Kleider haben wir; aber der Inhalt der Taschen liegt drunten im See; Aubackes Uhr und alles Geld. Kein Pfennig ist uns geblieben, nicht einmal ein Pfand zum Versetzen. Und die Miete für das Boot? Wir überlegen einen Augenblick, ob wir im Gebüsch an Land gehen und das Boot dem Spiel der Wellen übergeben sollen. Doch es obsiegt das Gute in uns. Wir fahren zu unserem Walfischweib und legen die Bootsleine und unser Schicksal in ihre Hand. „Saudreckete Kerle," gurgelte es aus ihrer Brust; dann aber umschleiert sich ihr Auge. Sie greift in den Seitenschlitz ihres Rockes und gibt jedem von uns einen Fünfziger für Vesper und für den Markt. Dies Bootsweib gehört in die Legende.

Wir Rohlinge sind nicht einmal gerührt oder beschämt. In einer halben Stunde ist die Mark hin; jetzt beginnt der Hunger, der wie eine Feile an der Magenwand treibt.

Der Markt! Buden an Buden. Schießstände, Freßzelte, Schauggerüste. Jeder Hosenmatz hat seinen Groschen. Nur wir sind „aller Mittel entblößt". Dabei zauberhafte Attraktionen. Wettauchen von Nixen und Seelöwen! Lotterie mit Ringwerfen, worin ich schon als Junge geradezu Champion war und mit fünf Würfen einmal eine Wanduhr und ein Bowlenservice gewann. Dann ein Lachkabinett, eine Teufelstreppe, eine Illusionistenschau mit der Dame ohne Kopf im Sarg. Und hier eine richtige Wildwestbude mit der „boa constricta gigantica", was da ist die original mexikanische Riesenschlange, die da mißt von der Zungenspitze bis zum Schwanz 12 Meter, von dem Schwanz bis zur Zugenspitze hin wiederum 12 Meter, in ganzer Länge also 24 Meter! Die wahre Weltattraktion bietet sich aber zu sehen, meine Herrschaften, in Jenny, der Riesendame, dem stärksten Weib des Kontinents, welches zum griechisch-römischen Gürtelkampf herausfordert jeden Mann, wes Standes und Landes er auch sei! Wer aber Jenny im Gürtelkampf zu besiegen vermag, für den sind an der Kasse hinterlegt . . . 50 (!) Mark!"

Paukenwirbel! Fanfare!

Aus dem Dunkel des Zeltes tritt . . . Jenny! Sehr beachtlich, sehr selbstbewußt, sehr kompakt! Sie kreuzt nach Art der Schwergewichtler ihre Arme auf die Brust und blickt mit kühlem Marmorblick auf uns Kümmerlinge da drunten, die wir noch nicht die Zweizentnergrenze erreicht haben.

„Na?!" stößt mich Aubacke in die Rippen.

Sein Hohn peitscht mich. Wie ein grimmiger Hund habe ich schon die ganze Zeit die 50 (!) Mark an der „Kassa" angestiert. Unfaßbar, was man dafür essen, trinken, leben könnte! In München und Nürnberg hatte ich mir im Fünfkampf erste Preise geholt. Sollte man den Fleischkloß da wirklich nicht erledigen? „Also keiner der Herren?" ruft der Herr Direktor.

Auf einmal, wie von einem Wind hinaufgeweht, stehe ich oben.

Der Herr Direktor starrt mich entgeistert an. Sofort aber ist er wieder Herr der Lage, flüstert etwas mit mir armem Irren und zerrt mich nach vorn. Trommelwirbel! Fanfarenstoß! „Meine Damen und Herren! Der Mann ist gefunden, der da wird kämpfen mit Jenny, dem Riesenamazonenweib des Kontinents. Es ist Fred Wurmsam, der Studentenchampion von Westeuropa! Meine Damen und Herren! In nie dagewesener Weise werden sie heute sich paaren sehen Kraft, Schönheit, Grazie und Ehre um den Generalgewinn der Hauptprämie von 50 (!) Mark, ausgesetzt für den Sieger von der Direktion!"

Die letzten Worte gehen unter im Ansturm der Massen. Im Nu ist die Vorstellung ausverkauft. Ich selbst harre in einer durch eine Zeltbahn abgeteilten Ecke der Bude meines Schicksals. Leicht erschöpft, will ich mich auf einen Sack setzen; doch darin schiebt etwas in dicken Windungen; die „boa constricta gigantica".

Dann kommt Jenny mit dem Chef. Wir machen Shakehands. Jenny taxt mich mit einem Blick und scheint sehr beruhigt. Der Chef aber ist sehr erregt: man müsse die Nummer in mehrere „Piecen" aufteilen. Der Laden ist gerammelt voll, und draußen warte mindestens noch dreimal soviel Publikum! Wir sollten zuerst Gewichte stemmen . . . die erste Nummer; dann etwas Ringen mit Griffesuchen und Bodenkampf, doch ohne Entscheidung . . . die zweite Vorstellung mit Publikumwechsel; wiederum Scheinkämpfe und dann der letzte große Clou um die Hauptgeneralprämie! Fünf knüppelvolle Vorstellungen seien gesichert!

„Na und?" fragt Jenny und legt den Kampfgürtel um ihre Hüften.

Der Chef versteht. „Jeder von euch beiden erhält 2 Mark Gratifikation pro Vorstellung!" Jenny sieht mit einem Marmorblick auf den Mann im Frack. Dann mit einer Kopfbewegung gegen mich: „Und wenn er siegt?" Der Frack schüttelt sich vor Lachen über diesen guten Witz. Er läuft hinaus in die Manege, da das Publikum schon ruft und johlt.

Jenny sieht ihm nach. Auf einmal blitzt es in ihrem breiten Gesicht, vielleicht die Wut des Schausklaven: „Knicker! Scheißkerl!"

Gongschlag! Die Gewichte werden nach draußen geholt.

Gongschlag! Wir springen in die Arena!

Wir beginnen zu stemmen und mit den Griffkugeln zu werfen. Man hat mir ein blaurotgestreiftes, ärmelloses Trikot angezogen; ich war damals prima in Form, riß rechts einen Zentner; das Gewichtewerfen war meine Spezialität. „Der hat Bouillon!" kommts von der Rampe. Das Publiko ist auf meiner Seite. Dann markieren wir ein paar Gänge Gürtelkampf nach Art des Schweizer „Schwingens". Die Gegner packen sich an den Gürtelgriffen und suchen einander aufzuheben und niederzukanten.

„Unentschieden!" ruft nach drei Minuten der Chef. „Der nächste Match in der nächsten Vorstellung! Beginn in zehn Minuten! Es wird gerungen bis zur Entscheidung! Generalprämie für Fred, falls er siegt, volle 50 (!) Mark!"

Wir stehen wieder in unserer Garderobe. „Der Schinder! Paß uff! Der beschummelt dich!" knurrt Jenny, in deren Riesendamenhirn ein Gedanke sich gebiert. Plötzlich legt sie in einer Art Solidarität ihre gigantische Hand auf meine Schulter: „Soll ihm versalzen werden, dem . . ."

Strahlend springt der Chef herein: „Los, Freunde! Wieder rappelvoll! Der ganze Markt steht vor der Bude!"

Mir ist doch nicht ganz wohl in der Manege. Der Publiko setzt Erwartungen auf mich. „Die Gegner reichen sich die Hände, verpflichten sich, nach den Regeln der allround catch as catch can in fairem Stil zu kämpfen und schwören einander ewige . . ." Wir haben schon losgelegt. Jenny lupft mich einige Male und wirbelt mich wie einen Ball durch die Arena. Ehe diese aber wieder am Mann ist, stehe ich wieder. Doch unmöglich, im Gürtelkampf bei dem Koloß etwas auszurichten.

„Der zweite Gang unentschieden! In der nächsten Vorstellung . . ." Aber da kommt er beim Publikum jetzt recht. Ein ohrenbetäubendes Gejohle: „Entscheidungskampf! Kassa!" Der Chef droht mit der boa constricta, die er loslassen will. Er macht sich völlig madig.

Da flüstert mir Jenny zu: „Los du! Es ist gleich aus!"

Mitten in dem Tumult beginnen wir wieder zu ringen. Sofort Totenstille. Wir sind jetzt warm. Das ist kein Weib, das ist eine riesige feindliche Masse. Immer wieder muß ich kugeln; da benutze ich eine Finte: ich bleibe wie erledigt liegen; wie sie herankommt, unterlaufe ich sie, daß sie stolpert und wie ein Berg hinknallt.

Rasender Beifallsdonner!

Jenny liegt noch immer wie betäubt; ich drehe sie auf die Schultern. Der Beifall wird Orkan. „Bravo, Fred!" Fred hat gesiegt! Auszahlen! Kassa! Kassa!"

Undeutlich höre ich, wie der Chef protestiert wegen „unfairen Kampfes" Doch das Volk ist entfesselt; es dröhnt durchs Zelt wie von hundert Donnern.

Ich selbst kniee neben meiner gefällten Amazone und halte ihr immer noch krampfhaft die Schulter nieder, als könne der Sieg mir noch entwunden werden. Plötzlich packt mich das Entsetzen: wenn der Koloß bei dem Sturz sich das Genick gebrochen?! Ich öffne vorsichtig ihre Lider; da lacht sie wie ein Lausejunge, platzt kurz heraus und schließt schnell die Augen.

Als der Chef mit Hilfe der „Boa" wirklich die Kasse retten will, kommte es fast zu einer Lynchjustiz. Mit Messern und Zeltpflöcken rückt man gegen ihn vor. Die Platzpolizei greift ein. Ein Verhör stellt mit überwältigender Mehrheit aller Zuschauer fest, daß ich Jenny „regulär und fair" geworfen habe. Das sind die ersten 50 (!) Mark, die ich in knapp einer Stunde verdient.

Jenny beglückwünscht mich in der Garderobe: „Er platzt vor Wut!" Sie lacht wie ein Erdbeben.

Der Chef kommt und läßt uns nicht mehr aus den Augen. Er sieht aus, als wollte er sich gleich auf mich stürzen. Während ich das Trikot ausziehe, halte ich mit der einen Hand das Geld in meinem Hosensack fest.

Draußen hebt eine frenetische Menge mich auf die Schultern und trägt mich eine Strecke durchs Getümmel. Aubacke schreitet erhobenen Hauptes daneben. Es wird noch ein wilder Abend; wir schlafen auf einem Billard. Meine Hosentasche habe ich mit einem Bindfaden zugebunden.

Am nächsten Morgen, Pfingstsonntag, gehen wir an den See zu der Bootsfrau, dick wie ein Walfisch. Sie ist baff, wie wir ihr das entliehene Bootsgeld aushändigen. Sie blickt auf uns, als seien wir der Heiligenlegende entstiegen, wir „saudrecketen Kerle".

Dann fahren wir mit dem nächsten Dampfer über den ganzen See nach Lindau.